

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1912-1913)

Artikel: Zur Raumkunstausstellung in St. Gallen
Autor: Coulin, Jules
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

später unter dem wirtschaftlichen Drucke der Fremdenindustrie, zumal wenn der Schienenstrang das ganze Engadin und das ganze Oberland durchzieht, wie Gartner schon in seiner Grammatik meinte, aus Klugheit zum Deutschen übergehen.

MÜNCHEN

G. HARTMANN



ZUR RAUMKUNSTAUSSTELLUNG IN ST. GALLEN

In der ersten Dezemberwoche ist die vielbesuchte Ausstellung geschlossen worden, welche der Gewerbeverband von „St. Gallen und Umgebung“ im neuen Gewerbeschulhaus veranstaltet hat. Unsere Zeilen sind also eine Art Nachruf, sie können sich auf Grundsätzliches beschränken und tun dem Unternehmen in keiner Weise mehr Abbruch. Nur eine Regel für Nekrologe gilt hier nicht: „nichts als Gutes“ zu sagen, wäre da noch schwieriger als eine Satire zu vermeiden. Und wie gerne würden wir doch rühmen und anerkennen, dass unser Gewerbestand zu einer künstlerischen, einheitlichen Auffassung seiner Aufgaben herangereift sei, dass es, wie im beginnenden Cinquecento, eine Lust sei zu leben, jetzt, wo weit herum im Lande Sinn für Harmonie, fürs Angemessene und Gediegene sich im Kleinen wie im Großen betätige. Dass vielfach ein Wollen da ist, manchmal ein Können und öfter ein Versagen lehrte die Ausstellung. Von einer tiefergreifenden Gewerbekultur, die von einem starken Willen gepflegt und sachte geleitet würde, spürte man herzlich wenig; von einem künstlerischen Organisator, der dem Ganzen den Stempel der einheitlichen, abgestimmten Qualität gegeben hätte, sind uns auch keine Spuren begegnet. Es hat hier wohl kaum eine mit größeren Kompetenzen ausgestattete Persönlichkeit gewaltet, die mit ästhetisch wie technisch fein geschultem Blick wägen und prüfen durfte. Resultat: ein Konzert von Formen und Farben, das nur da und dort ein paar harmonische Takte bietet, sonst Dissonanzen oder Naivitäten; Verstimmttheit, die auf den Besucher ansteckend wirkte, besonders auf den, der die Absicht merkte. Wir würden zu allem nichts sagen, wenn nicht eben die Prätension da wäre: Kunst zu geben, mehr sein zu wollen als man vermag. Das altväterische Gewerbe, nüchternes Handwerk oder plumpes Zweckmäßigkeit sind uns *weit lieber* als Kunstformen und Kunstsichten, die nicht durchgebildet sind, zu denen die Voraussetzungen fehlen. Gewerbekultur stampft man nicht aus dem Boden, um gerade auf den Termin einer Schulhauseinweihung eine Ausstellung veranstalten zu können; sie resultiert erst aus langer Geschmacksbildung, aus erdauertem Zusammenarbeiten von geschmackvollen Bestellern, feinfühligen Baukünstlern und von Handwerkern, Gewerbetreibenden, Kaufleuten, die von beiden lernen wollen und können. Wie gesagt, es bedarf einer sehr zielbewussten Vorbereitung weiterer Kreise, einer sehr überlegenen, großzügigen ästhetischen Führung und der ganz planmäßigen Schulung, dem Sehenlernen, dem Schärfen der Organe für Material, für Farben und Massen. Wie all das im einzelnen in St. Gallen steht, braucht hier nicht berührt zu werden; als ein wenig ermutigendes Programm wollte es uns erscheinen, dass man in der neuen Gewerbeschule die Lehrwerkstätten ins Erdgeschoß (!) verbannt, dass man die unendlich langweiligen Bibliothekschränke mit Eisglas verschließt, um ja nicht zu zeigen,

was hier aufbewahrt wird. Es sind dies zwei ganz verschiedenartige kleine Beobachtungen, die doch beide zeigen, dass der hier waltende Geist den hochtonenden Worten von Sachlichkeit, Echtheit usw., die man im Ausstellungskatalog liest, nicht ganz entspricht. Vom Treppenhaus der Schule oder vom Bauplatz schweigen wir lieber.

Auch anderorts hörte man schon ähnliches: „Materialechtheit“, „Zweckmäßigkeit“, „Formschönheit im einheitlich gestalteten Raume“. Das sind Worte und Wahrheiten, die für die neue Kunst wie ein Evangelium Geltung haben sollten, Worte, die auch zum Klischee werden können, die schließlich in falscher, ja direkt verkehrter Anwendung das Urteilsvermögen einer entwicklungsfreudigen, lernbereiten Jugend heillos verwirren müssen. Was denken sich die Aussteller und die verantwortlichen Leiter der Veranstaltung unter solchen Leitsätzen, wenn ein Bureauraum gezeigt wird mit „modern geräuchertem“ Kassenschrank in imitiert Eichen — modern geräuchert bis in die innersten Gefache. Nichts wäre materialechter, zweckmäßiger und darum auch schöner als ein in starrem Eisen glänzender, wuchtiger Schrank. Wahrscheinlich würden dazu die Alabasterfiguren-Dutzendwaren weniger passen, die überhaupt in einem Geschäftsräum höchst schlecht angebracht sind. Ein anderer Bureauraum, für dessen „stilgerechte Zusammenstimmung“ eine Architektenfirma verantwortlich ist, zeigte im giftig-grünen Wandrupfen und seinem Farbenlärm mit den hellgelben Möbeln wenig erfreuliche koloristische Skala. Eine weiß getünchte Wand wäre besser, schon weil ohne Prätension; allerdings dürfte ein Thermometer in überflüssig gequälten Kunstformen füglich fehlen, um dem einfachsten, sachlichen Typus Platz zu machen. — Dem alten Schema der Gewerbeausstellung entspricht, was die Schreinergenossenschaft als Schlafzimmer ausstellt; die Möbel und manches Einzelne ist recht, wenn auch keineswegs künstlerisch appart; ein Zusammenstimmen aber ist nicht möglich, wenn eine stechend grüne Tapete zu einem nicht weniger unerfreulichen Teppich im Widerspruch steht, wenn banaler Wandschmuck aus dem Ganzen herausfällt, Vorhangmuster und Farben zu laut mitreden. Was gibt man da auf Intarsia und andere technisch schwierige Arbeiten? Ein Wohnzimmer der selben Firmen zeigt in gleicher Weise, wie sehr der beratende Künstler gefehlt hat, der das Gesamte zusammengestellt hätte. Die Zeichnung auf den Vorhängen zerreißt zum voraus jede Gesamtstimmung, der Teppich ist im Muster ebenfalls zu laut, dem französischen Geschmack um 1870 näher als unserm heutigen. Was sollen Holzpaneele auf einer Papiertapete? Weshalb die unruhigen hellen Streifen, die über die Wände hinunterlaufen? Neben dem bieder-bürgerlichen Moquettekanapee (bald hätten wir gesagt: seligen Angedenkens — doch nein, es lebte leibhaftig in der „Raumkunst-Ausstellung“) berühren solche Scherze doppelt gewollt und überflüssig. — Gut bürgerlich will auch ein Schlafzimmer sein, dessen Betten als Hauptdekor Seidenvolants über dem Häupterteil zeigen; was hat das gute Birnbaumholz mit grüner staubfangender Seide zu tun? Was der stattliche Schrank mit Perlmutterintarsia? Und wie passen die komplizierten Kunstformen des Bettess zu der plumpen Ottomane, die so hereingestellt ist, wie man noch das eine und andere Tapeziererstück oder Möbel hinstellen könnte. Solche Fremdkörper zeigen deutlich — hier wie auch in einem Damenzimmer mit Bazarvasen und schlecht plazierten, schlecht fabrizierten Nippssachen — dass die Aussteller vom Begriff des Kunstwerkes, dem jedes Dazu oder Davon weh tun muss, noch recht weit entfernt sind!

Für eine Reihe von Räumen haben Architekten den Entwurf übernommen. Nicht alle sind glücklich; ein Verbindungsgang (Pfleghard und Häfeli) ist durch eine lastende Balkendecke in seinen gedrückten Proportionen noch verdeutlicht worden; einen Sinn für solchen gequälten Raumindruck gibt auch der Hinweis nicht, die angrenzenden Zimmer erscheinen dadurch höher. Für derartige Illusionen sind wir dem historischen Barock doch etwas zu ferne. Ein Herrenzimmer der gleichen Architekten (Aussteller Carl Studach) zeigt eine gute Disposition in Plauderecke und Arbeitswinkel; von besonders origineller Form ist der Schreibtisch, dessen schwere Bossierung allerdings nicht zum Allernotwendigsten gehört. Der Wand-schmuck von M. Cunz, Alder, Schaupp ist gediegen, die Bibliothekbücher sind nicht gerade letzte Leistungen der Bindekunst und Bindetechnik. Ein Esszimmer der gleichen Architekten (Aussteller H. Schlatter & Cie.) erfreut durch feine farbige Harmonie, durch ebenso praktische wie schöne und edle Stuhlformen. Der dekorative Wandfries ist hier wie anderwärts von mehr problematischem Wert. Ein Empfangszimmer der nämlichen Firma erfreut durch wohl verarbeitetes köstliches Holz, das in einem etwas unruhigen Moiréwandbehang eine zu helle Folie hat. Wie in manchen andern Räumen spricht auch da der Teppich zu deutlich mit und die Gesamtverhältnisse sind derart, dass der Charakter eines Provisoriums von lagernden Möbeln nicht ganz vermieden ist.

Ein Wohnzimmer, dessen Entwurf Architekt Heene (Aussteller Emil Mayer) lieferte, charakterisiert sich durch etwas zart anmutendes Sprossenmassiv, dessen Berechtigung vor allem beim wohlgeformten Klavier hervortritt; überflüssiger Weise ist eine Tapete gewählt welche Stoff imitiert. — Von einer Solidität, die etwas das verblüffende Aufwändige streift, ist das Speisezimmer der Architekten v. Ziegler und Balmer (Aussteller S. Kurzmann & Cie.) ein Raum ganz im Nussbaumholz, in den Stuhlformen, im Buffet, in der Decke manch kostbares und feines Motiv spätbaroker Kunst. Doch was sollen in solch repräsentativem Raume die Ohrenklappenstühle, die mit ihrem Stoffbezug und ihrer schlafirgen Gemütlichkeit viel zu intim wirken? Auch hier also ein Misston?

Gewiss wäre noch manches treffliche Detail zu erwähnen und noch vieler weniger trefflicher Klein- und Großleistung Erwähnung zu tun; Küchen- und Baderäume wären zu inspizieren — doch erheben sie wenig Anspruch auf Raumkunst und erhalten daher zum voraus Absolution — die sie in ihrer meist schlichten Sachlichkeit und der teilweisen Ausstattung mit heimischer Keramik gar nicht einmal nötig haben. — Eine General-Absolution aber können wir auf keinen Fall erteilen; dafür ist der Durchschnitt des Erreichten zu wenig erfreulich, das raumkünstlerische Wollen zu disparat, und zu wenig einheitlich geleitet. Hoffentlich leuchtet der Wirksamkeit der neuen Gewerbeschule ein besserer Stern als manchen ihrer baulichen Einrichtungen — so dass man in ein paar Jahren wieder an ein Ausstellungsunternehmen denken kann, das dann ein gesamtkünstlerisches Wirken in den Vordergrund stellt, nicht die gewerbliche und geschäftliche — mehr oder weniger gute! — Einzelleistung. Die jüngere Generation, welcher Kultur des Geschmackes als eine ernste — ethisch wie materiell — wichtige Angelegenheit erscheint, mag aus der Veranstaltung von 1912 in manchen Fällen wertvolle Anregungen geschöpft, in sehr vielen aber unvergesslich gelernt haben, wie es *nicht* zu machen ist. Ein guter Same

wäre damit ausgestreut und aus der *Kaumkunstausstellung*, deren Nekrolog wir herzlich ungern in so betrübenden Zeilen niederlegten, mag später dann noch eine *Raumkunstausstellung* hervorgehen, zu der man dem Gewerbe, den Architekten und vor allem den Bestellern aufrichtig anerkennend Glück wünschen kann.

BASEL

JULES COULIN



SCHNITZLERS KOMÖDIE VOM PROFESSOR BERNHARDI

Ich zweifle, ob der Zensor mit seinem Verbote je ein so gutes Werk getan hat wie diesmal, als er die Aufführung dieser Schnitzlerschen Komödie¹⁾ in Wien untersagt hat. Er hat dadurch das Stück mit einemmal in der Öffentlichkeit bekannt gemacht — und das Stück verdient es wahrlich. Da werden die zeitunglesenden Leute Tag für Tag von ihren Leiborganen mit Artikeln gefüttert, die die kleinen politischen Plänkeleien des Tages täglich aufs neue so gewichtig hinstellen, dass man am Ende nichts mehr ernst nimmt. Und nun kommt ein ganzer Mann wie Arthur Schnitzler und zeichnet in einer Reihe von Szenen die öffentliche Misere so suggestiv, dass die gewöhnlichsten Dinge plötzlich ein revolutionäres Ansehen bekommen und der Zensor um die Sicherheit des Staates zittert. Und selbst die, die dem öffentlichen Leben ganz fern stehen, besinnen sich für einen Augenblick auf die Politik: auf den Ekel, den sie bei feineren Naturen auslöst, und auf die notwendigen Kämpfe, die ausgekämpft werden müssen.

Das ist das Schöne an diesem neuen Buch von Schnitzler, dass hier einer, der zu den Besten unserer Zeit gehört, ohne auf das Gerede vom politischen Lied zu achten, sich seinen Ekel von der Leber weg schreibt; und dass er nicht in die kleinliche Art der Halben und Vorsichtigen verfällt, die Dinge in Watte zu wickeln und sich das „zulässige Maß“ immer hübsch vor Augen zu halten . . . Schnitzlers Komödie ist kein Schlüsselstück — weil sie zu ehrlich ist. Der Autor sagt alles so unumwunden, so unbefangen gerade, dass es hinter den Reden seiner Personen und hinter diesen selbst nichts weiter zu suchen gibt. Er hat es verschmäht, seine Gestalten zu maskieren und sie Worte sagen zu lassen, aus deren Klang der Hörer den Sinn zu erraten hätte. Nicht einmal wie der famose „Kultus- und Konkordatsminister“ in Wirklichkeit geheißen, interessiert uns; wir wissen: es ist ein österreichischer Minister.

Der Ekel über die Verhältnisse im klerikal durchseuchten Österreich hat dieses erstaunlich lebensvolle Bild geboren. Und wie man bei Schnitzlers Roman, der die Judenfrage aufrollte, den bezwingenden Ernst und den Mut, mit denen den Problemen die Hüllen abgestreift wurden, wie eine schöne Tat empfand, so freut man sich fast auch hier darüber, dass die indignatio des Mannes über den feinen, bedächtig zurückhaltenden Künstler siegte — wie man sich über alles freut, was unverfälschter Ausdruck einer inneren Nötigung ist.

¹⁾ Professor Bernhardi. Komödie in fünf Akten von Arthur Schnitzler. S. Fischer, Verlag, Berlin. 1912.